

Der Witwer und der Hund

Autor(en): **Niggli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636205>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dienung und erspart sich viele Gänge, manchen unnötigen Zeitverlust. (Kapitel: Die Frau als Käuferin.) Die Vorräte werden in einem großen Vorratsschrank aufbewahrt und das Nötige in die Töpfe nachgefüllt.

Die Spültische

lassen ebenfalls an den meisten Orten zu wünschen übrig. Die hölzernen, ob mit oder ohne Blech beschlagen, sind im höchsten Grade unpraktisch. In neuerer Zeit macht man steinerne Spültische, denen aber sehr oft die Rillen fehlen, und auf welchen das Geschirr leicht abrutscht. Die zweckmäßigste Spülvorrichtung scheint in einer aus sehr gutem Emaille bestehenden Konstruktion mit praktischem Drahtkorb auf der Abtropffläche verwirklicht. Das gewaschene Geschirr kann dort mit einem Heißwasserschlauch abgespült werden, so daß sich ein zweites, tiefes Becken erübrigt. Alle untergebauten Schränke oder Platten zur Kübelaufbewahrung sind völlig zu verwerfen, weil sie die der sitzenden Arbeit leider bisher abgeneigte Frau auch bei aller Aufklärung daran geradezu verhindert.

Der Küchentisch (Abbildung 6)

bietet verschiedene Ausnutzungsmöglichkeiten, je nach den Diensten, die er leisten soll. Es ist wichtig, den Raum unter ihm mit Schubladen und einem Abstellbrett anzuwenden. Eine herausziehbare Platte leistet beim Rüsten große Vorteile. Jeder Küchentisch sollte mit Linoleum belegt werden. In größeren Betrieben dürfte ein fahrbarer Tischwagen beim Tischdecken, Geschirrab- und wegräumen von großem Werte sein.

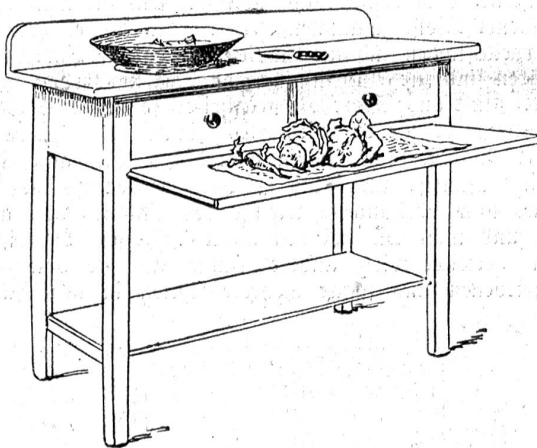


Abb. 6. Der Küchentisch mit herausziehbarer Sit-Arbeitsplatte (Vevag, Dresden).

Der Küchenstuhl

Dieses bisher sehr nebenächliche Möbelstück soll nun mit einem Schlage zu seinem vollen Rechte kommen. „Sitzt Euch zu jeder Arbeit“, ruft Erna Meyer den Frauen immer wieder zu. Sie rechnet aus, daß der Energieverbrauch beim Sitzen 4 Prozent, beim Stehen 12 Prozent, beim Gehen („Gehen“) 8,5 Prozent und beim Bücken 55 Prozent höher ist als beim Liegen. Beim Sitzen hätten wir also den geringsten Verbrauch an Kräften. Warum sitzen wir nicht mehr in der Küche? Früher hätte man gesagt, das sei Faulheit. Unser Lebtage wasche doch niemand sitzend ab, bügeln niemand sitzend u. Die Arbeit müsse notwendigerweise darunter leiden. Heute ist man entgegengekehrter Meinung. Die Arbeit wird gewinnen, wenn sie in bequemer Stellung, ohne allzu große Ermüdung der Arbeitenden verrichtet werden kann. Das überflüssige Wüten gegen den eigenen Körper, dessen Schreden den meisten erst dann klar werden, wenn Krampfadern, Senkfüße und Kniegelenkentzündungen ein Marthyrrium daraus machen, sollte recht bald aus einer halben Ehre zu dem gestempelt werden, was es eigentlich ist: Ein Armutszeugnis für jede denkende Frau. Die ameri-

kanische Frau, die längst dem „Bleibe jung und schön“ huldigt, hat erkannt, daß sie hier Wichtiges für ihre Gesundheit tun kann, sie sitzt sowohl beim Zurichten, als auch beim Abwaschen und Bügeln. Freilich braucht es eben dazu die erforderlichen Geräte und Möbelstücke. Der Drehstuhl ist das Ideal für die Küche. Er kann je nach Höhe des Tisches oder der jeweiligen Verrichtung höher oder niedriger geschraubt werden, er hat eine Lehne, daß sich die Frau gelegentlich ein paar Minuten ausruhen kann.

Ein praktischer Bügeltisch zum Verstellen je nach gewünschter Höhe müßte ebenfalls zum notwendigen Inventar einer häuslichen Einrichtung gehören. Ein Modell wird in dem erwähnten Buche vorgeführt.

Es ist einleuchtend, daß die Frauen bei all diesen praktischen, erprobten Einrichtungen in ihrer Küche Zeit gewinnen müßten. Wenn wir nur jeden Tag eine Stunde gewinnen, so macht das im Jahr 365 Stunden, den Tag zu 12 Stunden gerechnet, über 30 Tage, also einen ganzen Monat, der uns zur Erholung oder für andere Dinge zur Verfügung bliebe. Es werden aber tatsächlich nicht nur einzelne Stunden sein, die wir ersparen, sondern mehrere, was für die heutige starke Inanspruchnahme der Frau von unschätzbarem Werte ist.

Wichtig ist es, daß wir nur das kaufen, was wirklich zweckdienlich ist und dadurch den Markt beeinflussen. Ich bin überzeugt, daß wir auch hier den besten Einfluß sowohl auf die Fabrikanten von Küchenmöbeln, als auch auf Architekten ausüben könnten, wenn in unsern eigenen Reihen mehr Geschlossenheit herrschte.

Das Buch gibt im Fernern Aufschluß über alle arbeitsparenden Maschinen im Haushalt, über die häusliche Buchführung, über Hauskleidung, über Einrichtung der Zimmer u. und stellt in wertvollen Statistiken die Verluste an Nahrungsmitteln auf, die durch Spülwasser u. fortgeworfen werden. Es sei allen Leserinnen aufs wärmste empfohlen. -a-

Der Witwer und der Hund.

Von Martha Riggi.

Herr Carl Weitbrecht hatte vor einigen Monaten seine Frau verloren. Sie hatte eine lange Leidenszeit durchmachen müssen und er atmete eigentlich auf, als es einmal so weit war. Es waren so viele Unbequemlichkeiten damit verbunden gewesen. Zuletzt hatte er sogar im Hotel essen müssen. Das war ihm zwar so unangelegen nicht gekommen, denn er liebte eine wohlbesetzte und gewürzte Tafel. Aber obwohl er höherer Beamter war, so war sein Gehalt doch nicht derart, daß er sich dergleichen lange gestatten konnte. Außerdem entbehrte er seinen Knaben, an dem er mit leidenschaftlicher und nichts versagender Liebe hing, und es war ihm nicht recht, ihn immer am Krankenbett zu wissen.

So begreift man denn Herrn Carl Weitbrechts Aufatmen recht wohl. Er weinte zwar auch, wie andere anständige Menschen weinen, und es machte sich gut, wenn er seinem tadellos schwarzen Traueranzug ein leinernes Taschentuch entnahm und es an die Augen führte.

Die Verstorbene hatte den kleinen Louis tagtäglich mehrere Stunden bei sich am Krankenbett festgehalten. Sie wußte wohl, daß es ihm oft unbehaglich war. Aber es war so bitter, von diesem Kinde scheiden zu müssen. Es hatte in seiner äußern Erscheinung die Eleganz des Vaters geerbt, hatte ein Engelsköpfchen mit braunen Locken und war mit seinen sechs Jahren von einem bezaubernden Liebreiz. Sie erzählte dem Bürschchen mit verlöschender Stimme Geschichten und Märchen, nur damit es blieb und ihr Blick sich an seinen geliebten Zügen festklammern konnte.

Der Vater war aus kleinbäuerlichen Verhältnissen emporgekommen. Ohne eigentlich intelligent zu sein, war er geschickt und anpassungsfähig genug, um in seiner Beamtenlaufbahn sehr rasch vorwärts zu kommen. Was ihm ferner dazu verhalf, war eine Art demütigen, aber zähen

Ehrgeiz und ein Aeußeres, dem man die Bauernabstammung in keiner Weise mehr ansah.

Als nun der kleine Louis sah, mit welcher Vornehmheit der Vater das weiße Taschentuch aus dem schwarzen Gehrock zog, fühlte er sich sofort wieder eins mit ihm. Er vergaß das Krankenbett und die schönen Geschichten und seine Blicke hängten sich bewundernd an den Vater.

Die Mutter war eine einfache Frau gewesen. Zwar war sie einer guten, sogar vornehmen Familie entstammt, war gut erzogen, spielte Klavier, verstand zu lesen und sprach mehrere Sprachen. Nur eins hatte sie nicht verstanden: Diese verborgenen Talente ins rechte Licht zu rücken.

Diesen Mangel verzieh Herr Carl Weitbrecht seiner Frau nie ganz. Zeit seines Lebens hatte er danach gestrebt, vorwärts, emporzukommen. Was ihn anbetraf, so hatte er keine Mühe und keine Kosten gescheut, seinen Zielen immer näher zu rücken. Und es war ihm auch manches gelungen. Er wußte aber, wie sehr äußerer Glanz, ein offenes Haus, gute, durch Gastfreundschaft erworbene Verbindungen solche Bestrebungen zu fördern vermögen, und es wäre ihm in seiner Laufbahn noch weit mehr gelungen, wenn seine Frau sich auf eben diese Dinge besser verstanden hätte.

Als Carl Weitbrecht ungefähr fünfzehn Jahre alt war, hatten seine Eltern ihr winziges Gütchen verkauft und einen großen Pachthof übernommen, dessen Besitzer ein alter bernischer Oberst war. Dieser Oberst hatte damals aus zweiter Ehe eine Tochter besessen, die nur wenig jünger war als Carl, und die viel auf dem Gute ihres Vaters weilte. Dieses Mädchen, das nach der Ansicht seiner Eltern unerreichbar hoch über ihm stand, gedachte sich Carl in seinen jungen und ehrgeizigen Träumen zu erringen, und da das Oberstenkind weltfremd und unerfahren war, war es ihm auch gelungen, eine kleine Zügel Liebe in ihr zu entzünden. Aber dadurch, daß der Oberst seine Tochter für zwei Jahre in ein Pensionat nach Frankreich schickte, fiel diese Liebe von selbst in sich zusammen.

Dieses jungen Mädchens nun, das jetzt freilich die dreißig schon überschritten hatte, erinnerte sich Herr Carl Weitbrecht in seiner Witwerschaft. Er wußte, daß die Familie des Obersten durch irgend einen unglücklichen Zufall ihr Vermögen eingebüßt, ja, daß der alte Herr sogar die schönsten Wiesen und Aeder seines Landgutes verkauft hatte und daß nach des Obersten Tode seine Tochter sich mit der alternden Mutter, einem verwachsenen Stiefbruder und einer jungen, kränklichen Verwandten auf das geschnälerte Gut zurückgezogen hatte.

Unter so beschaffenen Umständen konnte Weitbrecht in seiner jetzigen Stellung wohl als ein annehmbarer Freier gelten. Er hatte sich außerdem erkundigt und erfahren, daß es Cécile — so hieß die Oberstentochter — recht schwer fiel, das Gut zu bewirtschaften, da sie mit Knechten und Mägden funktionieren mußte, und daß sie sich mit ihren verschiedenen unselbständigen Verwandten keine leichte Last aufgebürdet hatte.

Einem Manne von der Geschicklichkeit Weitbrechts fiel es nicht schwer, einen schicklichen Vorwand zu finden, unter dem er den Ort, wo er einige seiner Jugendjahre verlebt hatte, wieder aufsuchen konnte. Er nahm also sein Söhnlein bei der Hand und zog mit ihm in bester Haltung und mit einem wehmütigen Trauerblick auf dem Gutshofe auf.

Cécile, die ein gutes Gedächtnis hatte, erkannte ihn sofort gleich wieder, obgleich er jetzt einen wohlgepflegten Vollbart trug. Sie stellte ihn ihrer Mutter vor, erkundigte sich nach seinen Schicksalen und erfuhr von ihm, daß er vor wenigen Monaten Witwer geworden war. Sie nahm ohne weiteres an, daß dieses Vorkommnis ihm großen Schmerz verursacht habe und bedauerte ihn herzlich. Sie holte seinem Büblein die schönsten Äpfel aus dem Keller und führte den Kleinen, um ihm Freude zu machen, zu einem Zwinger, wo eben eine schöne Berner Sennenhündin mit ihren vor einigen Wochen geworfenen Jungen sich herumtollte.

Der Vater folgte nach einiger Zeit seinem Söhnchen, besah sich ebenfalls die schönen Tiere und sagte, er habe nicht gewußt, daß Cécile auch noch Hunde züchte, und es bringe gewiß manch Unangenehmes mit sich. Doch sie belehrte ihn lebhaft eines andern, redete mit ihm über mancherlei Dinge, so daß es ihm schließlich einiges Unbehagen verursachte, zu sehen, wie sie so ganz von ihren landwirtschaftlichen Pflichten eingenommen war, und er zweifelte schließlich, ob sich die Oberstentochter noch zur vornehmen Dame eignete, wie er sie sich wünschte. Doch sagte er sich gleich darauf, daß sie Bäuerin geworden sei aus Not und um ihre Familie gleichsam über Wasser zu halten, und daß all dies, was er jetzt beanstandete, sich sofort ändern würde, wenn er Cécile in eine günstigere Lebenslage versetzte.

So schied er denn nicht ohne Hoffnung, um so mehr, da sie ihn herzlich zum Wiederkommen eingeladen hatte.

Als das Trauerjahr vorüber war, in welchem er, allein oder mit seinem Söhnchen, verschiedene Besuche auf dem Hofe gemacht hatte, da waren seine Pläne auch schon so weit gediehen, daß er genau wußte, wie man die verschiedenen Familienglieder, die Cécile anhängen, auf eine anständige Weise versorgen und er seine Frau allein für sich behalten könnte. Er hatte auch durch einen Notar die genaue Vermögenslage Céciles und des Gutes insgeheim feststellen lassen, und eben davon hing es ab, wie die verschiedenen Angelegenheiten geregelt werden konnten. Selbst einen Käufer, der den Hof mit Schiff und Geschir zu annehmbarem Preise erwarb, hielt er sich bereit, und auch für die edlen Hunde, die sich damals in größerer Zahl auf dem Gut befanden und mit deren Zucht sich der neue Eigentümer nicht befassen wollte, wußte er Abnehmer.

So saßen sie denn eines Sonntags auf der Bank unter einem Apfelbaum und beredeten die Sache. Cécile hatte schon vorher seine schriftliche Werbung empfangen, hatte aber weder ja noch nein gesagt, da sie ihn weder liebte, noch Abneigung gegen ihn empfand, sondern hatte beschlossen, die Lösung dem Zufall und dem Schicksal zu überlassen. Sie war nun über dreißig, hatte Jahre hinter sich, von deren Not und Bedrängnis niemand wußte, und fühlte sich manchmal müde und ausgeschöpft. Nach dem Tode des Vaters und dem Vermögensverlust hatte sich der Bräutigam zurückgezogen und sich noch rechtzeitig vor einer öffentlichen Verlobung gerettet. Jetzt hatte sie für drei Wesen zu sorgen, die in ihren feinen Herzen wohl fühlten, welche schwere Last sie für sie bedeuteten, und die gerade darum nie empfinden durften, daß sie wirklich eine Last waren. Sie liebte alle drei herzlich und mit einem zähen Familien- und Zusammengehörigkeitsgefühl. Und darum gab es da keine Klagen und kein Jammern. Sie führte auch kein Tagebuch. Dazu gebrach es ihr an Zeit und es hätte es gerade jemand von denjenigen einmal lesen können, die es am wenigsten lesen durften. (Schluß folgt.)

Gefichter überm Bärengaben.

Von Otto Frei.

Was auf der Welt ist noch so drollig und unterhaltsam wie diese kugeligen kleinen Spakmacher im hintern Bärengaben! Und daher kommt es ja, daß sich ihr Ruf und Ruhm, wie der eines weißen Mannes, buchstäblich über die ganze Welt verbreitet. Sie selber, freilich, wissen und merken noch immer nichts von ihrer Berühmtheit — zum Glück. Denn sonst würden sie ja ihren Ruhm geistlich noch zu mehrern suchen, sie würden sich zieren, sich zu „geben“ suchen und damit gerade das, was wir an ihnen so köstlich und unvergleichlich finden, auf ganz unverzeihliche Weise preisgeben: ihre unverfälschte spikbübische Natürlichkeit. Nein — Gott sei Dank — sie haben noch gar keinen Schliff.

Und das ist ja wohl das Geheimnis ihrer großen Berühmtheit. Denn wir Menschen, die wir uns täglich dreimal waschen, fünfmal pudern und siebenmal scheiteln, wir